

Viktor Viemue

# Adolf, warum musste ich in den Bunker?

PACKENDE ERZÄHLUNG  
MIT HISTORISCHER GENAUIGKEIT  
VON EINEM DER LETZTEN ZEITZEUGEN

## IMPRESSUM

© 2024 Viktor Viemue

Autor: Viktor Viemue

Buchgestaltung: W. Ranseder, Buchschmiede

Verlag: Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

[www.buchschmiede.at](http://www.buchschmiede.at)

Printed in Austria

ISBN:

978-3-99129-843-4 (Paperback)

978-3-99129-840-3 (E-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig.

Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

*Mögen sich die Generationen auch ändern,  
der Kampf um Selbstbestimmung, Anerkennung,  
Freundschaft und Liebe bleibt doch immer derselbe!*

*Gewidmet den Enkelkindern*



# I

„Willi, du?“

Das war alles, was Frau Goldaus über die Lippen kam, als sie am zweiten Septemberabend des Jahres 1944 auf ein stürmisches Läuten hin ihre Wohnungstür ängstlich einen kleinen Spalt breit öffnete. Hastig drückte sie sie wieder zu, hakte die Sicherheitskette aus und riss die Tür ganz auf. Im Halblicht des Ganges stand ihr Mann, den Soldatenmantel flüchtig über die Schultern geworfen, Stahlhelm und Tornister in den Händen. Er ließ alles zu Boden fallen, schlug den Umhang weit auf und streckte ihr beide Arme entgegen:

„Ja, Mizzi, ich bin's.“ Noch auf der Schwelle fielen sie sich in die Arme. Er presste sie an sich und sie vergrub ihr Gesicht in seiner brandigen Uniform. Tränen schossen ihr in die Augen. Still verharrten sie so, bis seine Stimme sie aus der Umarmung weckte:

„Ich sehe und höre nichts! Wo sind die Kinder?“

„Dass du wieder da bist! Komm erst mal herein. Gib mir den Mantel und nimm die anderen Sachen. Wie geht es dir? Wieso konntest du so unverhofft kommen? Ich habe erst, wenn überhaupt, zu Weihnachten mit dir gerechnet. Bleibst du jetzt bei uns?“

„Ja, ja, das erzähle ich dir alles später in Ruhe. Sag jetzt, wo sind die Kinder?“ Mit sanftem Druck lenkte Frau Goldaus ihren Mann ins Wohnzimmer zu seinem Sessel. „Hier, mach es dir bequem und erzähle erst einmal von dir.“ Er ließ sich in seinen Sessel fallen.

„Nun gut. Ich konnte mit einem Militärtransport nach Wiener Neustadt mitfahren. Auf der Rückfahrt in zehn Tagen kommen die Kameraden wieder durch Wien und nehmen mich mit zurück in die Ukraine. Der Spieß hat mir als Familienvater ein paar Tage Fronturlaub zugestanden. Aber sage mir bitte endlich, wo die Kinder sind.“

„Ja, die Kinder ... Schimpf bitte nicht. Ich kann nichts dafür, ich wollte es nicht. Sie sind ... sie sind nicht hier. Sie sind in Bad Hall ... auf Kinderlandverschickung. Schon seit fünf Wochen.“

„Nein, nein, nein!“, rief ihr Mann aus, „Nein, das darf nicht wahr sein! Wo sind sie? Schon seit fünf Wochen? Warum hast du sie wegfahren lassen? Warum hast du das zugelassen?“ Er sank in sich zusammen und vergrub sein Gesicht in beide Hände. Seine Frau versuchte sich mit belegter Stimme zu rechtfertigen und Tränen der Verzweiflung mischten sich zu den Freudentränen:

„Warum, warum! Das will ich dir sagen! Du kannst mir nichts vorwerfen. Du weißt nicht, was hier los war. Du glaubst doch nicht, dass ich die Kinder freiwillig habe mitfahren lassen! Nachdem die Schulen geschlossen wurden, haben sie die Schüler mit ihren Lehrern klassenweise in die Züge verfrachtet. Abgesehen davon, dass es Pflicht war, die Kinder mitfahren zu lassen, versicherten mir die Leute von der Partei, dass es den Kindern an nichts fehlen werde und sie medizinisch bestens versorgt würden. Sie fragten uns, ob wir lieber zusehen wollten, wie unsere Kinder an Rachitis oder Schwindsucht erkranken oder noch Schlimmeres passieren würde. Sie haben ja so einen Druck auf uns Mütter ausgeübt! Wir hatten keine Wahl. Stefan durfte auch mit, weil es in Bad Hall auch Platz für Jüngere gab und Ludwig als Pimpf und Michael dabei waren. Aus unserem Haus sind alle Kinder mitgefahren. Ich halte es ja selbst nur schwer aus, dass sie nicht hier sind. Ich weine jede Nacht und habe bald keine Tränen mehr. Und konnte ich ahnen, dass du kommst?“ Ihr Mann hörte das Wort Pimpf, schoss aus dem Sessel hoch und lief mit den Händen in der Luft herumfuchtelnd durchs Zimmer. Er biss sich auf die Zunge, um dann doch loszupoltern:

„Diese Halunken, diese Banditen! Das ist keine Kinderlandverschickung, das ist eine Kinderlandverschleppung, eine freiwillige Zwangsverschickung! Die wollen die Kinder von ihren Eltern entfremden, damit sie aus ihnen ungestört bedingungslose Nationalsozialisten formen können – laut ihrer Devise: Eure Kinder bekommen wir.“

„Nicht so laut. Was redest du da? Beruhige dich, denk an die Nachbarn. Du weißt, überall wird gelauscht. Mach nicht alles noch schlimmer.“ Sie nahm die Streichholzschachtel vom Kaminsims, schob sie halb auf und reichte sie ihrem Mann: „Hier, nimm. Zahnstocher habe ich nicht.“ Er griff nach der Schachtel und steckte sich hastig ein Streichholz zwischen die Lippen. Frau Goldaus holte mit zittriger Hand ein Kuvert vom Sekretär, nestelte lange daran herum, bis sie den Inhalt endlich herausgezogen hatte: „Schau, hier habe ich ein Foto von den Kindern. Da stehen sie am Westbahnhof auf dem Bahnsteig und winken mit Fähnchen. Ich habe sie angekreuzt. Dieses Bild wollte ich dir an die Front schicken. So, jetzt hole ich dir erst einmal ein Glas Wasser und dann mache ich dir etwas zu essen.“ Der Blick auf das Foto entfachte Herrn Goldaus' Wut erneut. Der Bahnsteig war überfüllt mit Kindern. Sie drängten sich zwischen Taschen, Koffern und verschnürten Kartons und winkten mit Hakenkreuzfähnchen. Zuerst konnte er seine Kinder nicht finden. Erst als er die Markierungen entdeckte, erkannte er sie. Sie hielten sich an den Händen. „Gut, dass mich diese Karte nicht an der Front erreicht hat“, durchfuhr es ihn. Als Frau Goldaus aus der Küche zurückkam, saß ihr Mann aufrecht im Sessel, das Zündholz ruhte zwischen seinen Lippen und er sagte ganz beherrscht zu ihr:

„Ich werde hinfahren. Ich werde hinfahren und die Kinder holen. Ich will, dass die Familie jetzt beisammen ist.“

„Wie willst du das anstellen?“

„Mir wird schon etwas einfallen. Morgen in aller Herrgottsfrühe breche ich auf. Und dann werden wir ja sehen, was passiert.“

„Wo sind wir? Wann sind wir endlich zu Hause? Ich will nach Hause, Vati!“, quengelte Stefan, während am Fenster des Abteils eng aneinander-

gereichte Häuser vorbeiglitten. Stefan hatte es sich auf der Bank gegenüber seinem Vater bequem gemacht. Dieser hielt mit verschränkten Armen die auf seinem Schoß schlummernde Schwester Marlene. Sie schlief ganz fest und merkte nicht, dass Michael, ihr größerer Bruder, der neben den beiden saß, sie immer wieder an ihren herunterbaumelnden Beinen zwickte.

„Wir fahren gerade durch St. Pölten. Noch eine gute Stunde und wir sind am Westbahnhof. Dort nehmen wir die Straßenbahn nach Hause“, antwortete sein Vater, während das Streichholz in seinem rechten Mundwinkel auf und ab hüpfte.

„Oh ja, Vati! Nach Hause zu Mami!“, entfuhr es Stefan. „Dort muss ich wenigstens nicht mehr das fischige Zeug schlucken. Jeden Tag, morgens, mittags und abends, gab es einen Becher von diesem ekelhaften gelblichen Saft. Ich muss würgen, wenn ich nur daran denke“, und er schickte ein paar Scheinrülpsler hinterher, so wie sie das vergeblich im Heim betrieben hatten.

„Welches Zeug meinst du?“, wollte sein Vater wissen. Ludwig, Stefans ältester Bruder, saß in seiner Pimpf-Uniform neben ihm und fuhr dazwischen:

„Ach, er meint den Lebertran“, und zu Stefan gewandt: „Hör auf zu jammern. Das war doch nur, damit du gesund bleibst und stark wirst.“

„Das musst du gerade sagen. Du bist ja schuld, wenn mir jetzt noch alles hochkommt. Anstatt als Bruder zu mir zu halten, hast du noch recht aufgepasst – ich musste alles ganz langsam löffelweise bis zum bitteren Ende schlürfen und konnte es nicht wie die anderen in einem Zug hinunterstürzen.“

„Von dem militärischen Drill ganz zu schweigen, mit dem ihr uns geärgert habt. Jeden Morgen Fahnenappell mit Kontrolle und anschließendem Unterricht“, mischte sich Michael ein.

„Vati, bleibst du jetzt bei uns? Du musst doch nicht wieder wegfahren? Gehst du mit uns in den Wurstelprater?“, fragte Stefan in einem Atemzug und es sprudelte weiter aus ihm heraus: „Erzähl bitte, bitte, eine deiner Pratergeschichten! Zum Beispiel die, wie die stärksten Männer der Welt behauptet haben, sie könnten Eisenstangen biegen. Und wie sie in Wirklich-



keit Gummistäbe benutzt haben und ihr die dann einmal heimlich durch echte Eisenstangen ersetzt habt. Mach doch nochmal nach, wie dumm die Männer geschaut haben, als sie die Stangen nicht biegen konnten! Oder was für Gesichter die Jongleure gemacht haben, als du dich mit deinen Freunden in der Krone der Kastanie versteckt hast und ihr mit Zwillingen die Teller abgeschossen habt, die sich gerade hoch oben in der Luft drehten.“

„Glaub nicht alle Geschichten, die Vati erzählt“, warf Michael ein.

„Vati, erzähl trotzdem die Geschichten, auch wenn sie nicht wahr sind. Sie sind so lustig! Was für Gesichter haben sie gemacht?“, bettelte Stefan weiter und fixierte Vaters Mienenspiel, in dem er die erhoffte Grimasse im Ansatz zu erkennen glaubte.

„Ich wäre schon zufrieden, wenn wir auf den Kahlenberg oder den Leopoldsberg fahren würden“, mischte sich Ludwig ein.

„Ja, Kinder, wenn wieder Frieden ist, werden wir alles nachholen“, versprach ihr Vater bedrückt.

„Wenn wieder ... wenn wieder ... Das sagen alle. Was ist eigentlich Frieden und wann ist wieder Frieden?“ Stefan gab keine Ruhe.

„Frieden ist, wenn der Krieg zu Ende ist“, antwortete der Vater, „und ...“

„... und wenn wir gesiegt haben“, fiel Ludwig ihm ins Wort.

„... und wenn ich wieder bei euch bin“, vollendete ihr Vater seinen Satz gereizt und starrte Ludwig entsetzt an.

„Und wann ist der Krieg zu Ende?“, bohrte Stefan weiter.

„Wenn wir gesiegt haben“, wiederholte Ludwig noch bestimmter und rückte den ledernen Halstuchknoten seiner Jungvolk-Uniform zurecht.

„Halt den Mund, Ludwig!“, entfuhr es dem Vater und er verschluckte fast das Streichholz. Selbst erschrocken über seine Reaktion, beschwichtigte er hastig: „Höchste Zeit, dass ihr wieder nach Hause kommt und du aus deinen Fetzen steigst.“ Der Vater war gar nicht einverstanden damit, dass Ludwig während seines Russlandaufenthaltes dem Deutschen Jungvolk beigetreten war. Die Mutter hatte sich nicht dagegen gewehrt. Ahnungslos hielt sie das für richtig, was Ludwigs Freunde auch taten, und war sogar stolz darauf, dass er die Pimpfprobe bestanden hatte. Jetzt war er

Pimpf, trug seine Jungvolk-Uniform und war ausgerechnet der Anführer der Gruppe, der auch Stefan angehörte.

„Vati, da ist unsere Schule! Wir sind ja gleich zu Haus!“ Stefan riss sich von der Hand seines Vaters los, hüpfte in weiten Sprüngen voraus und rief dabei laut: „Mami, wir kommen! Mami, wir kommen!“ An der Ecke stoppte er abrupt, kehrte auf dem Absatz um und flitzte wieder zurück: „Vor unserem Haus stehen viele Leute, ganz viele, wirklich“, raunte er seinem Vater zu und schnappte nach Luft. Schnell ergriff er seine Hand. Als sie von der Leopoldgasse in die Untere Augartenstraße einbogen, sahen es auch die anderen: Direkt vor dem Tor stand ihr Hausbesorger, umringt von einer Mensentraube. Herr Goldaus erkannte darunter einige Nachbarn. „Oje“, dachte er, „die werden ja wohl nicht auf uns gewartet haben und jetzt wissen wollen, warum die Kinder schon wieder zurückgekehrt sind.“ Blitzschnell überlegte er, was er ihnen aufpassen sollte, denn Frau Jandricek, das Bassenaweib vom oberen Stock im Hinterhaus, hatte sie bereits erspäht, löste sich aus dem Pulk und lief ihnen laut rufend einige Schritte entgegen:

„Habt ihr schon gehört? Ihr werdet es nicht glauben: Im Börsenhof ist gestern eine Bombe eingeschlagen. Der Hausbesorger des Nachbarhauses war schon dort und hat es gesehen – ein riesiges Loch in der Erde! Unser ganzes Haus hätte darin Platz! Wir gehen jetzt hin anschauen. Kommt mit!“

„Oh ja, Vati, lass uns mitgehen! Wir wollen das auch sehen“, riefen alle.

„Also gut. Wir bringen nur schnell unser Gepäck rauf und sagen Mutter Bescheid. Geht schon mal vor, wir kommen dann nach“, wandte er sich erleichtert an die Nachbarin und war gespannt auf das Gesicht seiner Frau beim Anblick ihrer Kinder.

Als sie kurze Zeit später alle gemeinsam wieder auf die Straße traten, war das Grüppchen schon ein gutes Stück entfernt. Die Kinder drängten zur Eile und kurz vor dem Donaukanal hatten sie die Nachbarn eingeholt. Gemeinsam überquerten sie die Augartenbrücke, die in den 1. Bezirk führte.

Im Börsenhof zwängten sie sich durch die vielen Leute, bis sie am Rand des Bombenkraters standen. Vor ihnen klaffte ein riesiges, einige Meter tiefes, trichterförmiges Loch. Unmittelbar am Rand des Bombenkraters standen die Menschen versammelt, stumm wie um ein offenes Grab. Selbst der Hausbesorger vom Nachbarhaus, der sonst immer zu allem etwas zu sagen hatte, schwieg. Nur einige Kinder suchten eifrig nach Bombensplittern und zeigten ihren Eltern, was sie gefunden hatten.

Auf dem Heimweg tollten die Kinder um die Erwachsenen herum. Stefan schob sich zwischen seine Eltern und suchte die große Hand seines Vaters. Seine Mutter ergriff die andere Hand. Stefan schaute zu ihnen hinauf. Doch sie spürten seine fragenden Blicke nicht und er hörte, wie seine Mutter seinem Vater zuraunte:

„Spann mich nicht länger auf die Folter. Sag mir endlich, wie du es geschafft hast.“

„Was meinst du? Nicht jetzt. Ich habe dir ja gesagt, ich schaffe es.“

„Quäle mich doch nicht so. Glaubst du, es ist immer einfach für mich? Was sagen wir den Nachbarn? Sie fragen mich schon die ganze Zeit.“

„Ich musste den Halunken versprechen, die Kinder nach meinem Urlaub wieder zurückzubringen. Doch darauf können sie lange warten.“

Knapp fünf Monate waren seit Vaters Besuch vergangen. Stefans Mutter sagte, Vater sei wieder in Kiew, in der Ukraine. Stefan schaute sich oft die Fotos an, die sein Vater das letzte Mal mitgebracht hatte. Auf einigen von ihnen sah man ihn mit Kameraden auf dem zugefrorenen Dnjepr. In dicke Soldatenmäntel gehüllt und mit übergestülpten Lederhauben saßen sie auf Holzbrettern, die so groß waren wie Stuhlsitze. Mithilfe von mit Nägeln bespickten Holzstangen stießen sie sich auf dem Eis ab. Sein Vater hatte von der ungeheuren Breite des Flusses erzählt und wie man an manchen Stellen glaube, das andere Ufer zu sehen, es aber nur eine Insel im Strom sei.



Stefans Mutter war ein Silvesterkind. Sie stammte aus St. Johann, einem kleinen Dorf auf der ungarischen Seite des Neusiedler Sees, nur wenige Kilometer von Andau im Seewinkel entfernt. Ihre Vorfahren kamen aus Deutschland und siedelten sich dort vor vielen Jahren an. Sie gehörten zur Deutsch sprechenden Minderheit der Ungarndeutschen oder Volksdeutschen. Wie alle Mädchen musste auch Stefans Mutter ihren Dienst beim BDM (Bund Deutscher Mädel) antreten und wurde mit sechzehn Jahren in ein Heim im nahen Wien geschickt, um dort eine dreijährige Ausbildung zur Hauswirtschafterin zu absolvieren. Danach wurde sie zum Arbeitsdienst auf einen kleinen Militärflugplatz in die Hüttruper Heide nahe Münster in Westfalen entsandt. Es war das erste Mal, dass sie so weit von zu Hause fort war. Dort lernte sie Stefans Vater kennen. Der war gerade 24 Jahre alt geworden, groß, schlank, dunkelhaarig. Er stammte aus einer alteingesessenen westfälischen Familie und leistete auf dem Militärflugplatz seinen Dienst bei der Luftwaffe. Stefans Vater und seine Kameraden waren nicht nur von den Kochkünsten der jungen Dame hingerissen. Schließlich war es aber Stefans Vater, der ihr Herz gewann. Sie heirateten und nach Stefans Brüdern Ludwig und Michael wurde seine Schwester Marlene geboren. Gleich nach Stefans Geburt im Januar 1938 zog die Familie nach Wien. Dort wurde 1940 ihr Bruder Gerhard geboren. Er lebte nur einige Stunden und wurde auf dem Zentralfriedhof beigesetzt.

Oft besuchte die Familie die Eltern der Mutter in St. Johann. Dabei war es für die Kinder immer ein besonderes Erlebnis, wenn ihr Großvater sie über die Brücke des Einserkanals in den Hanság, einem weiten Sumpfsgebiet, zu einem ausgedehnten Ausflug mitnahm.

## II

Selbst wenn man Stefan im Schlaf gefragt hätte, wo er wohne, hätte er blitzartig geantwortet: „2. Bezirk, Untere Augartenstraße 25, 1. Stock, zweite Tür rechts.“ Geduldig hatte ihm sein Vater die Adresse eingebläut: „Sie muss dir in Fleisch und Blut übergehen, damit du immer weißt, wo du hingehörst.“ Diese Wohnung war Herrn Goldaus‘ ganzer Stolz. Während sich in den meisten Wiener Wohnhäusern die Parteien eines Stockwerkes Toilette und Bassena auf dem Gang teilen und zur Körperreinigung das Tröpferbad aufsuchen mussten, verfügte diese Wohnung bereits über Badezimmer und Toilette. Hinter dem Windfang trennte ein breiter Flur die Wohnung in zwei Hälften. Rechts lagen das Wohnzimmer und das Elternschlafzimmer. Gleich links neben der Garderobe führte eine Tür in die geräumige Küche mit der Essecke am Fenster. Sie war der alltägliche Mittelpunkt des Familienlebens. Durch das Fenster blickte man geradewegs in den Wipfel der alten Linde, die den engen Innenhof begrünete. Neben der Küche lagen zwischen den beiden Kinderzimmern das Bad und die Toilette. Gegenüber der Küche gelangte man neben dem Elternschlafzimmer durch eine weiße Flügeltür in das großzügige, mit floralen Jugendstilmustern tapezierte Wohnzimmer, in dem der Parkettfußboden ständig den leichten Geruch von frischem Bohnerwachs verströmte. Ein schwarzer Flügel füllte die gesamte rechte Ecke des Wohnzimmers aus. Unter dem Kronleuchter in der Mitte des Zimmers standen um einen run-

den Eichentisch sechs Stühle mit hohen Lehnen und geflochtenen Sitzflächen. Der Tisch war von einem schweren Tuch bedeckt, das an den Seiten tief herunterhing und dessen lange Fransen eine Handbreit über dem Parkett endeten. An dem Tisch speiste die Familie nur an Sonn- und Feiertagen, bei Familienfeiern und sonstigen besonderen Anlässen. Die Eltern sowie etwaige Besucher nahmen in den Lehnstühlen Platz, derweil die Kinder auf den beigegestellten Küchenstühlen still sitzend aushalten mussten. Neben dem grünen Kachelofen, vor dem in einem Halbrund die mit beigem Epingle bezogene Polstergarnitur stand, beherrschte eine mächtige Kredenz den Raum. Zwischen Kredenz und Fenster prangte ein großes Familienbild über einer Kommode.

Das Familienbild entstand während Vaters erstem Fronturlaub.

„Wer weiß, wann wir das nächste Mal wieder beisammen sind“, hatte Stefans Vater damals gemeint. Gemäß seinem Wunsch hatte die ganze Familie daraufhin ihre Sonntagskleidung angelegt und sich auf den Weg zum Friseur gemacht. Dort waren Frau Goldaus und Marlene in die Damenabteilung des Salons verschwunden. Stefan hatte sich darüber gefreut, dass er zum ersten Mal beim Friseur bei den Herren, das heißt bei seinem Vater und seinen Brüdern, hatte bleiben dürfen. Als alle nacheinander ihren neuen Haarschnitt bekommen hatten, hatten sie sich im Spiegel betrachtet und Ludwig hatte zu seinen Brüdern gewandt festgestellt:

„Schaut mal, wir haben alle den Scheitel auf der rechten Seite, nur Vati hat ihn streng auf der linken Seite gezogen.“ Nach einer Weile war Frau Goldaus mit einer frischen Dauerwelle erschienen. Marlene hatte sich an ihr vorbeigeschlichen und stolz eine riesige Haartolle präsentiert.

„So, nun kommt schnell zum Fotografen und passt auf eure Frisuren auf“, hatte der Vater zur Eile getrieben. Bald hatten sie alle im Vorraum des Fotostudios Knolly in der Reichsbrückenstraße gestanden. Herr Knolly war in einem weißen Kittel erschienen und hatte sie ins Studio geführt. Dort waren auf dem Boden mit verschiedenfarbiger Kreide paarweise die Umrisse von Schuhsohlen aufgezeichnet. Herr Knolly hatte die Familie geschickt zu einem Gruppenbild zusammengestellt. Seine

Anweisungen und Gesten verrieten eine langjährige Erfahrung, deren Ergebnisse man an den vielen Fotografien ablesen konnte, mit denen die Wände behangen waren. Sie waren alle nach dem gleichen Schema zusammengestellt, nach dem sich nun auch Familie Goldaus hatte gruppieren müssen: Herr Goldaus war rechts, Frau Goldaus links platziert worden, beide leicht nach innen gewandt, die Beine schräg zur Mitte zu einem Dreieck zusammengestellt, sodass sich ihre Knie nahezu berührten. Herr Goldaus hatte einen dunkelblauen, gestreiften Anzug und darunter ein weißes Hemd mit eng sitzender Krawatte getragen, seine Frau ein dunkles, hochgeschlossenes Kleid aus weichem, fließendem Stoff, das ihre feinen Gesichtszüge unterstrich. Über ihrem Schalkragen hatte ein Rubin an einer Goldkette gefunkelt. Herr Goldaus hatte seine Tochter Marlene im dunkelblauen Kleidchen mit weißem Bubikragen auf den Knien gehabt. Stefan war auf Mutters Schoß gesessen; er hatte eine weiße Lederhose getragen, deren Hosenträger mit Edelweißblüten bestickt waren. Dahinter waren seine Brüder Michael und Ludwig in dunklen Anzügen mit weit auf den Revers ausgebreiteten weißen Hemdkragen aufgestellt gewesen. Während Marlene strahlend ein Stoffkätzchen umklammert hatte, das Herr Knolly aus der Requisitenkiste geholt und ihr zugesteckt hatte, war Stefan als jüngster brummig auf Frau Goldaus' Schoß gehockt. Herr Knolly hatte ihm – für sein Alter unpassend, wie er schon damals gefunden hatte – ein weißes Hündchen aus Holz auf Rädern gegeben, das er wütend auf den Boden geworfen und schließlich nur widerwillig in die Hand genommen hatte, nachdem sein Vater ein Machtwort gesprochen hatte. Später erklärte Frau Goldaus neugierigen Betrachtern immer wieder, warum Stefan auf dem Familienbild als einziger ein wenig mürrisch dreinblickte.

Das Spielen im Wohnzimmer war den Kindern nicht erlaubt. Nur Michael durfte es zum Klavierspielen betreten. Stefans Mutter schlich sich dann oft auf Zehenspitzen hinein, stolz darauf, dass Michael so gut spielen konnte, obwohl sein Klavierlehrer vor einigen Wochen auch zum Militär-

dienst eingezogen worden war. Sie bewegte sich dann zum Fenster hinter dem Flügel, schob die Gardine zur Seite und rückte die Notenhefte auf dem neben dem Flügel stehenden Tischchen zurecht. Sie flüsterte dann immer: „Damit du besser siehst, du verdirbst dir ja noch die Augen. Lass dich nicht stören.“

„Mami, du störst nicht. Und du kannst ruhig normal sprechen.“

„Ich habe ja gar nichts gesagt ... Ich geh' ja schon“, sagte Stefans Mutter dann und strich beim Hinausgehen schnell noch einmal mit der Hand über das Tischtuch, um es zu glätten, obwohl es gar nicht nötig war.

Stefan hielt sich nicht immer an das Wohnzimmerverbot. Wenn seine Geschwister ihn im Kinderzimmer störten oder der Haussegen schief hing, schlich er sich ins Wohnzimmer und kroch unter den großen Tisch. Dieser Platz war für ihn ein ideales Versteck, in dem er, nach allen Seiten durch die Tischdecke abgeschirmt, ungestört spielen konnte.

So war es auch an jenem Nachmittag. Stefan spielte wieder einmal heimlich mit seinen Bauklötzen unter dem Tisch, als unerwartet die Türklingel schrillte. Er vernahm die schlürfenden Schritte seines Vaters auf dem Flur, hörte die Wohnungstür aufgehen und kurz darauf, wie sein Vater den Gruß eines männlichen Gastes erwiderte und mit ihm überraschend das Wohnzimmer betrat. Sein Vater führte den Gast an den großen Esstisch. Dies geschah alles sehr schnell und Stefan verpasste den rechten Zeitpunkt, seinen Unterschlupf zu verlassen. Er verharrte still auf seinem Platz und wagte sich nicht mehr hervor. Nachdem die beiden Männer sich gesetzt hatten, begannen sie über geschäftliche Dinge zu sprechen. Bäuchlings kroch Stefan auf dem Teppich bis an den Tischrand und erblickte den Gast durch die geteilten Fransen der Tischdecke. Neugierig geworden, rutschte er immer weiter an die Füße seines Vaters und fragte ihn leise:

„Vati, darf ich hierbleiben?“ Sein Vater antwortete nicht. Immer lauter wiederholte er seine Frage. Sein Vater tat so, als hätte er Stefan nicht gehört. Als er nicht aufhörte zu fragen, erkundigte sich der Gast schließlich:

„Wos sogt der Bua? Wos wü der Bua?“



„Ach, lassen Sie sich nicht stören.“ Dabei griff er mit einer Hand unter den Tisch, zerrte Stefan hervor und fragte: „Was machst du da unten überhaupt?“ Dann forderte er ihn auf: „Lauf schnell zu Mami in die Küche.“



„Komm, zieh deinen Mantel an. Deine Mutter holt dich schon ab, du darfst früher gehen“, überraschte die Kindergärtnerin Stefan. Er lief zu seiner Mutter, ergriff ihre Hand und sie verließen den Kindergarten am Donaukanal in Richtung Untere Augartenstraße.

„Was habt ihr denn da gebastelt?“, wollte seine Mutter wissen.

„Eierbecher für Ostern. Vom Kinderfasching war noch eine Kiste voll bunter Papierschlängen übrig. Wir haben sie so lange zusammengerollt, bis mehrere große Scheiben entstanden sind. Die Scheiben haben wir dann zu Körbchen geformt, mit Wasserglas bestrichen und zusammengeklebt.“

„Musst du immer noch in den Kindergarten gehen? Ist immer noch keine Schule?“, erkundigte sich Frau Jandricek, die ihnen im Hauseingang über den Weg lief.

„Seit Ende Februar geht das nun schon so. Immer wieder wird alles geändert. Einmal keine Lehrer, dann kalte Klassenzimmer, immer ist irgendetwas. Nun ist die Schule ganz geschlossen worden. Solange es noch möglich ist, geht er jetzt wenigstens noch in den Kindergarten“, antwortete Frau Goldaus. Die Frauen steckten die Köpfe zusammen und mit ernster Miene tuschelten sie weiter.

„Mami, worüber redet ihr? Ich kann nichts verstehen.“

„Ja komm, wir müssen uns beeilen. Die anderen warten schon.“

„Michael, komm du auch an den Tisch, es ist wichtig“, rief Frau Goldaus ihre Kinder zusammen.

„Warte, Mami, ich stelle zuerst die Goebbelsschnauze leiser“, sagte Michael.

„Nenne das Radio nicht immer Goebbelsschnauze. Es genügt, wenn dein Vater das tut. Und lass es so laut, damit wir den Kuckuck nicht verpassen“, antwortete seine Mutter.

„Mami, das Lied vom Kuckuck kenne ich“, platzte es aus Stefan heraus. „Wir haben es neulich im Kindergarten gesungen: Kuckuck, Kuckuck ruft's aus dem Wald. Lasset uns singen, tanzen und springen. Frühling, Frühling wird es nun bald.“

„Ja, Stefan, dieser Kuckuck ist aber nicht der, den du meinst“, seufzte seine Mutter. „Dieser Kuckuck aus dem Radio ist ...“

„... die Vorwarnung der Luftwarnzentrale Wien vom Gaugefichtsstand Gallitzinberg, die vor jedem Luftangriff ausgestrahlt wird. Dann folgt der Voralarm. Er beginnt ganz leise und schwillt dann deutlich an, bis er in ein Sirenengeheul übergeht“, fiel Ludwig seiner Mutter ins Wort.

„Woher weißt du das alles?“, wollten seine Brüder wissen.

„Von der letzten Dienststunde beim Jungvolk“, brüstete sich Ludwig.

„Ja, Ludwig hat recht, genauso ist es. Daher müssen wir jetzt ständig mit Fliegeralarm rechnen“, erklärte ihnen ihre Mutter. „Ich habe deshalb für jeden von euch einen Beutel genäht, auf dem euer Name steht. Stefan, deiner ist der dunkelblaue. Die Beutel sind mit der vorgeschriebenen Notverpflegung für den Aufenthalt im Luftschutzbunker befüllt. Ich habe sie an die Wohnungstür gestellt. Wenn ihr den Kuckucksruf aus dem Radio hört, schnappt sich jeder seinen Beutel. Dann rennt ihr ganz schnell hinunter in unseren Kellerraum. Wir warten nicht auf die Sirene!“

Es dauerte nicht lange, bis es tatsächlich ernst wurde: „Achtung! Achtung!“, ertönte es aus dem Volksempfänger, „Der Reichssender Wien schaltet nun ab! Stellen Sie den Apparat auf Drahtfunk!“ Und dann folgte mit metallisch klingender Stimme die unheilvolle Durchsage: „Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck! Feindliche Bomberverbände über Kärnten/Steiermark im Anflug auf Wien!“ Jeder ergriff seinen Beutel und rannte los. Sie erreichten gerade ihren Kellerraum, als die Sirene auf dem Dach der gegenüberliegenden Schule in der Leopoldsgasse aufheulte: auf- und ab-

schwellender Ton – Fliegeralarm! Schon bald nach dem Heulen der Sirenen hörte man das Dröhnen der Flugzeuge und kurz darauf das Detonieren der Bomben. Eng beisammen hockend erlebten sie voller Angst die Angriffe im Keller. Erst als sie den lang gezogenen Entwarnungston der Sirene wahrnahmen, endete der Schrecken und alle waren erleichtert.

Immer häufiger rief der „Kuckuck“ aus dem Radio und immer schneller folgte das Sirenengeheul. Immer öfter gab es Bombenalarm und die Einschläge wurden immer stärker und rückten immer näher. Mittlerweile verbrachten sie mehr Zeit im Keller als in der Wohnung.

An einem der ersten Märztage des Jahres 1945 war Frau Goldaus mit ihren Kindern bereits im Luftschutzkeller, da lief sie schnell noch einmal in die Wohnung hinauf. Kurz darauf kam sie mit feuchten Tüchern wieder herunter. Sie gab jedem von ihnen ein Tuch und forderte sie auf, dieses vor Mund und Nase zu halten. Nach den letzten Angriffen hatte der Luftschutzwart der Straße die Leute immer eindringlicher gemahnt, beim Alarm solche Tücher mitzunehmen:

„Sie können euer Leben retten!“

Nie zuvor hatten sie das Zischen und Pfeifen der Bomben, bevor sie krachend detonierten und ein Geräusch wie Donnerrollen nachhallte, so nah und deutlich empfunden wie an diesem Tag und noch nie hatte der Alarm so lange gedauert. Es passierte das, wovor sie sich alle gefürchtet hatten, ohne es jemals ausgesprochen zu haben: Ein ohrenbetäubender Knall, ein Beben der Wände, ein Zerbersten der Fenster, polternde Steinbrocken und herunterstürzende Mauerstücke. Dann Stille. Dreck und Staub überall. Die Kerze war erloschen. Es roch nach Sprengstoff und Ziegelstaub, dem typischen Gemisch nach einem Bombenangriff. Dieser beißende Geruch hatte sich bereits seit einiger Zeit in ihren Nasen festgesetzt und erschwerte ihnen nun trotz der feuchten Tücher das Atmen. Völlig erstarrt verharnten sie auf ihren Plätzen. Nirgends ein Lebenszeichen. Dann das bange Rufen von Frau Goldaus:

„Ludwig, Michael, Marlene, Stefan!“ Keine Antwort. Wieder und wie-

der rief sie angstvoll und immer eindringlicher ihre Namen und flehte: „Sagt doch was! Sagt doch was!“

Endlich gaben Stefans Geschwister nach und nach aus dem Staubnebel heraus ein Lebenszeichen von sich. „Was ist mit Stefan?“, schrie Frau Goldaus. Ludwig antwortete für ihn:

„Er ist hier bei mir, Mami. Ich glaube, es ist alles gut.“ Stefan brachte kein Wort heraus. Er sah nichts und hörte nichts. Mit beiden Händen hielt er sich die Ohren zu und riss seinen Mund weit auf, wie sie das bei den Luftschutzübungen im Hof immer geübt hatten. Frau Goldaus Herz raste, sie schnappte nach Luft, kroch übers Geröll, ertastete ihre Kinder und überzeugte sich, so gut es ging, dass sie unverletzt waren. Von der anderen Seite des Kellers eilten Nachbarn mit einer Kerze herbei, deren Schein kaum die Staubwolke durchdrang. Erst allmählich gewahrten sie, dass Tageslicht in den Keller fiel. Die Wand zum Nachbarhaus hatte der Druckwelle nicht standgehalten und quer durch die Mauer zog sich ein armbreiter Riss.

„Kommt, haltet euch an den Händen fest und folgt uns“, ermutigten sie die Nachbarn. Sie führten sie auf die andere Seite des Kellers, die unbeschädigt geblieben war, und meinten: „Wir warten hier auf das Ende des Alarms.“ Deutlich hörten sie noch ein paar laute Einschläge. Dann endlich die Entwarnung. Zusammen mit den Nachbarn stiegen sie hinauf auf die Straße. Was sich ihnen bot, glich einem wahren Inferno: So weit das Auge reichte, türmten sich Mauerbrocken, Schuttberge, Gebälk und Glassplitter. Rauchschwaden und Staubwolken versperrten den Blick zum Donaukanal. Feuerzungen loderten aus den Fenstern mehrerer Häuser. Gespenstisch tauchten in Nebellücken vereinzelt Gestalten auf, irrten umher und verschwanden wieder.

„Um Gottes Willen! Schaut, das Nachbarhaus ist weg!“, hörten sie jemanden rufen – und dann sahen sie es alle: Ein Volltreffer hatte das Haus vollständig zerstört. Die Bombe hatte das nur zweigeschoßige Gebäude bis in den Keller durchschlagen. Dort, wo das Haus gestanden hatte, klaffte ein riesiger Krater. Von dem Fahrradgeschäft im Erdgeschoß des Hauses